

Leseprobe aus:

Mohamed Amjahid Unter Weissen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2017

 HANSER BERLIN



MOHAMED AMJAHID
UNTER WEISSEN

Was es heißt, privilegiert zu sein

Hanser Berlin

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN 978-3-446-25472-5

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2017

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Für alle Anderen

INHALT

- 1 Worum es (mir) geht 9
 - 2 Die Erfindung des Anderen 19
 - 3 Ausgesprochen rassistisch 34
 - 4 Aber Roberto Blanco hat gesagt ... 51
 - 5 Auch die Passfarbe zählt 62
 - 6 Hilfe! Weiße wollen mein Leben retten! 76
 - 7 Wer regiert die Welt? 91
 - 8 Wenn zwei sich streiten, freut sich der Weiße 107
 - 9 Welches ist das weißeste Land Europas? 123
 - 10 Enkelkind mit blauen Augen 142
 - 11 Von »white trash« und »weißer Überlegenheit« 155
 - 12 Der ultimative Selbsttest: Wie weiß sind Sie? 170
- Dank 178
- Anmerkungen 179

1 WORUM ES (MIR) GEHT

Es fällt mir schwer, dieses Buch zu schreiben, und gleichzeitig bin ich davon überzeugt, dass ich es schreiben muss. Fast jeder Tag in Deutschland, fast jede Reise in Europa liefert mir Gründe dafür. Wenn ich mich zum Beispiel in der U-Bahn neben eine Frau setze und sie plötzlich ihre Tasche fest umklammert. Wenn mich schon wieder ein Polizist am Bahnhof zur Routinekontrolle herauspickt. Oder wenn ich bei einer Wohnungsbesichtigung gegen eine Bafög-Empfängerin aus Schwaben den Kürzeren ziehe und mir die Maklerin danach am Telefon erklärt: »Ich habe Ihren Namen gesehen und dachte, Sie seien arbeitslos.«

Solche Erfahrungen mache ich derart häufig, dass ich nicht mehr an Zufall glaube. Immer wieder habe ich mich gefragt, woran es wohl liegen mag: Hat es etwas mit meinem Aussehen zu tun? Mit meinem Namen? Mit meiner Herkunft? Mache ich etwas falsch? Oder bin womöglich gar nicht ich das »Problem«, sondern es sind andere, weil sie ein Problem mit mir haben?

Meine Eltern kamen in den sechziger Jahren als Gastarbeiter nach Deutschland. Mein Vater schuftete im Schichtbetrieb am Fließband, meine Mutter in Teilzeit als Reinigungskraft. Wir lebten dennoch in ärmlichen Verhältnissen in einer engen Dachgeschosswohnung im Frankfurter Arbeiterviertel Hoechst. Meine Eltern entschieden sich 1995, als ich sieben Jahre alt war, mit meinen zwei älteren Schwestern und mir in ihre Heimat Marokko zurückzukehren.

»Sie haben in Deutschland andauernd auf uns herabgeschaut«, erklärte uns unsere Mutter damals immer wieder. »Wir waren Ausländer, egal, was wir gemacht haben«, sagt sie heute noch. Ich selbst habe dann zwölf Jahre in der mittelmarokkanischen Stadt Meknès die Schule besucht und bin nach dem Abitur wieder nach Deutschland zurückgekommen, um hier zu studieren. Wenn ich mich mit migrationspolitischen Termini beschreiben müsste, so bin ich zweite und erste Einwanderergeneration in einer Person.

Gleichzeitig kann ich mich nicht mit den Gastarbeitern vergleichen, die einst unter ganz anderen Bedingungen nach Deutschland migrierten. Von vornherein war damals klar, welche Position sie in der deutschen Gesellschaft einnehmen sollten – nämlich die ganz unten. Als Jugendlicher war ich wütend auf meine Eltern und den radikalen Bruch mit unserem Umzug nach Marokko. Inzwischen habe ich mehr Verständnis für ihre Entscheidung, die meine Welt von einem Tag auf den anderen aus den Angeln hob, auch wenn ich heute sicher weitaus weniger bürokratische Kämpfe austragen müsste, wenn wir Deutschland damals nicht verlassen hätten. Die Wut meiner Pubertät wich mit meiner Volljährigkeit einer Neugierde, diese segregierte Welt zu verstehen. Ich wollte wissen, wie es zu der Art von gesellschaftlicher Ausgrenzung kommt, wie sie etwa meine Eltern erfahren haben, und herausfinden, was oder wer darüber (mit-)entscheidet, ob eine Person oben oder unten landet. Die Ergebnisse meiner Recherche und der Überlegungen, die in dieses Buch einfließen, bedürfen an vielen Stellen sicher einer weiterführenden Auseinandersetzung; trotzdem helfen sie mir zu verstehen, warum meine Eltern damals gegangen sind. Ich bewege mich heute überwiegend in anderen gesellschaftlichen Kreisen als sie damals, aber viele

Diskriminierungen, denen sie seinerzeit ausgesetzt waren, erlebe ich auch heute noch in Deutschland auf ähnliche Weise. Und ich bin nicht allein mit meinen Erfahrungen. Vielen ergeht es so wie mir, und genau deswegen schreibe ich dieses Buch.

Rassismus ist eine Ideologie, die besagt, dass bestimmte Menschen mit bestimmten äußerlichen Merkmalen weniger wert sind als andere Menschen. Rassismus geschieht zugleich ganz konkret, nebenbei, unbewusst, gedankenlos. Ohne nachzudenken, beurteilen wir Menschen nach Kategorien wie Name, Muttersprache, Herkunft, sichtbarer Religionszugehörigkeit oder Hautfarbe. Das ist eine anthropologische Konstante. Verschiedene wissenschaftliche Disziplinen beschäftigen sich mit der Erforschung von Vorurteilen, etwa die Soziologie, die Psychologie, die Geschichts- und Kulturwissenschaften. Dabei werden jeweils unterschiedliche Ansätze verfolgt. Einige Wissenschaftler gehen davon aus, dass Menschen Rassismus evolutionär erlernt haben.¹ Andere, dass Menschen Rassismus quasi in ihrer DNA tragen.² Wieder andere Forscher wollen bewiesen haben, dass Vorurteile ein rein psychologisches Problem sind und dass stereotypes Denken über Minderheiten mit den eigenen Minderwertigkeitskomplexen, dem eigenen Drang nach Abgrenzung und der Suche nach gesellschaftlicher Bestätigung zu tun hat.³ Sosehr sich diese und andere Erklärungen unterscheiden, eines bleibt unumstritten: Wir alle hegen rassistische Vorurteile. Auch ich. Niemand ist frei von Rassismus.⁴

Schon im Kindergarten sollen wir Angst vor dem »schwarzen Mann« haben und wegrennen. Bis wir irgendwann wirklich Angst vor schwarzen Menschen empfinden. Wir lernen Rassismus über Fernsehserien, in denen Araber stets Terroris-

ten spielen, Frauen mit Kopftüchern immer bildungsfern sind, Asiaten meistens kichern. Irgendwann sagen wir uns dann: »Die sind so.«

Mich erreichen regelmäßig Leseempfehlungen mit dem Hinweis auf die Rückständigkeit dessen, was einige meiner Leser für meine Kultur halten. Ich werde in Kommentaren in sozialen Medien darüber belehrt, dass die europäische Aufklärung mit ihren bekannten Vordenkern ausschließlich für Toleranz, Rationalität und Weltoffenheit steht. Dabei habe ich mich schon für mein marokkanisches Abitur beispielsweise mit dem Werk Voltaires beschäftigt, um dort unter anderem auf folgende Aussage zu stoßen: »Die Weißen sind den Negern überlegen. So wie die Neger den Affen, und die Affen wiederum Austern überlegen sind.«⁵

Doch es sind nicht allein solche nach wie vor hartnäckig gepflegte Phantasien »weißer Überlegenheit«, die Menschen wie mir das Leben schwermachen. Ein anderer wichtiger Aspekt, auf den ich bei meiner Suche gestoßen bin, sind *Privilegien*. Damit meine ich Voraussetzungen oder Rahmenbedingungen, die einen Menschen überhaupt erst in die Lage versetzen, über sich, aber eben auch über andere Entscheidungen zu treffen. Zum Beispiel, ob ein Kind auf ein Gymnasium oder auf eine Hauptschule gehen soll. Ob ein Mensch eine Wohnung bekommt. Oder ob ein Migrant mit Respekt behandelt wird. Privilegien können subtil, unsichtbar, selbstverständlich sein. In diesem Buch will ich sie sichtbar machen und in ihrer Selbstverständlichkeit hinterfragen. Denn eines ist klar: Nur wer relativ zu anderen privilegiert ist, kann überhaupt rassistisch handeln. Oder anders gesagt: Rassismus muss man sich erst mal leisten können.

Ich bin selbst relativ zu anderen Menschen deutlich besser

gestellt, gegenüber Geflüchteten zum Beispiel. Dass ich mir dessen bewusst bin, hilft mir sehr bei meiner Arbeit als Reporter, der sich unter anderem mit den Themen Flucht und Migration beschäftigt. Ehrlichkeit gegenüber sich selbst ist eine Voraussetzung, um nach außen glaubhaft seine Standpunkte zu vertreten und ernsthaft Veränderungen einzufordern. Es geht also nicht um den Verzicht auf Privilegien, sondern darum, sich zu positionieren und die Missstände zu benennen. Es geht darum, die Diskriminierungen der »Anderen« überhaupt zu sehen und dann abzubauen.

Ich kenne ein Spiel⁶, mit dem man herausfindet, ob man mehr oder weniger privilegiert ist. Eine Gruppe von zehn bis fünfzehn Leuten stellt sich in einer Reihe in der Mitte eines Raumes oder irgendwo im Freien auf. Hauptsache, es gibt genügend Platz nach vorne und nach hinten. Der Moderator liest dann sogenannte Privilegien-Fragen vor. Wer mit JA antworten kann, darf einen Schritt nach vorne machen. Bei einem NEIN muss man einen Schritt zurück gehen. Ein paar exemplarische Fragen wären etwa:

- Haben Sie einen festen Wohnsitz?
- Sind Sie bislang von sexueller Belästigung verschont geblieben?
- Gehen Sie einer geregelten Erwerbstätigkeit nach?
- Können Sie problemlos und legal Ihren Wunschpartner heiraten und gemeinsam ein Kind adoptieren?

Es können beliebig viele Fragen gestellt werden, die alle relevanten Bereiche von Diskriminierung und Privilegierung in unserer Gesellschaft abdecken: Geschlecht, sexuelle Identität, Bildungsstand, Wohnsituation, Gesundheitsstatus und so

weiter. Viele Fragen betreffen die Diskriminierung oder Privilegierung aufgrund der Hautfarbe oder einer Migrationserfahrung:

- Werden Sie von der Polizei ignoriert, wenn Sie an Bahnhöfen und Flughäfen unterwegs sind?
- Behandeln andere Sie wie jemanden, der selbstverständlich zu Deutschland gehört?
- Können Sie problemlos ins Ausland reisen?
- Haben Sie uneingeschränkten Zugang zu Sozialsystemen? Zum Beispiel zur Arbeitslosenhilfe?

Am Ende stehen die Teilnehmenden meist verteilt und weit auseinander: ganz vorne die Privilegierten, ganz hinten die Benachteiligten. Ich habe das Spiel unter anderem einmal bei einem Bildungstag im Roten Rathaus in Berlin mit Schülern durchgespielt, darunter etliche mit Migrationshintergrund. Am Anfang verteilte ich Kärtchen mit fiktiven Personenbeschreibungen: Einzelkind mit zwei Akademikereltern, Kind einer Gastarbeiterfamilie, Tochter einer Kassiererin und eines Lastkraftfahrers, Sohn einer afghanischen Flüchtlingsfamilie, Halbweise, deren Mutter Hartz-IV-Empfängerin ist. Die Schüler sollten sich in die jeweiligen Rollen versetzen und die Fragen entsprechend beantworten. Auf diese Weise sollte kein Kind denken, es sei ein Verlierer, wenn es ganz hinten landet. Der große Abstand zwischen denen, die am Ende ganz weit vorne standen, und denen ganz hinten hat alle erstaunt und zum Nachdenken gebracht – was ja der Sinn der Übung ist.

Mir selbst ist das Privilegien-Spiel zum ersten Mal vor einigen Jahren bei einer Veranstaltung mit Studierenden begegnet. Unsere Antworten – also auch die Schritte vor und

zurück – bezogen sich allerdings auf unsere wahren Identitäten. Ich landete auf dem vorletzten Platz in der Privilegien-Skala, vor einer pakistanischen Studentin aus einer Familie mit Fluchtgeschichte. Sie trug ein Kopftuch und stand am Ende buchstäblich mit dem Rücken zur kalten Betonwand und brach in Tränen aus. Interessanterweise wirkten aber auch diejenigen, die nach all den Fragen zu Herkunft, Akzeptanz, Reisefreiheit oder Racial Profiling (also der Praxis vieler Sicherheitsbehörden, Menschen nach ethnischer Zugehörigkeit zu kontrollieren) weit vorne landeten, mit dem Ergebnis etwas überfordert. Fast alle von ihnen waren in Deutschland geboren und hatten deutsche Eltern. Plötzlich als Gruppe definiert zu werden war für sie ungewohnt.

Ebenfalls vor wenigen Jahren schnappte ich zum ersten Mal das Wort »bideutsch« auf. Ich weiß nicht mehr genau, wo, sondern nur, dass ich es auf Anhieb äußerst nützlich fand. Während es für Menschen wie mich, die in Deutschland leben, deren Eltern aber keine Deutschen sind, alle möglichen Begriffe gibt – Deutscher mit Migrationshintergrund, Ausländer, Zuwanderer, Migrant, Deutschmarokkaner, Deutscher mit marokkanischen Wurzeln, marokkanischstämmiger Deutscher usw. –, fehlt ein griffiges Wort für die große Gruppe all der in Deutschland lebenden Menschen, die übrig bleiben, wenn man die Zahl derer mit Migrationshintergrund von der Gesamtbevölkerung abzieht. Der Begriff »bideutsch« benennt endlich etwas, das in all den Diskussionen um Zuwanderung und Integration meist unsichtbar im Hintergrund bleibt: jene Mehrheit, die die »selbstverständliche« Norm vorgibt und die definiert, wer oder was »anders« ist. Von Migranten und ihren Kindern ist in den Medien hingegen ständig die Rede, unzählige Publikationen und Forschungsprojekte

in der seit Jahrzehnten andauernden Integrationsdebatte beschäftigen sich mit denjenigen, die hier als Nichtdeutsche leben. In Deutschland gibt es rund 16,4 Millionen Bewohner mit Migrationshintergrund.⁷ Es bleiben also rund 65 Millionen Biodeutsche übrig – und vor allem um sie soll es in diesem Buch gehen.

Würden wir das Privilegien-Spiel in Frankreich, in den USA oder gar auf globaler Ebene durchführen, stünden die meisten Menschen mit weißer Hautfarbe eher vorne, der Rest würde verteilt im Raum landen. Wäre es bei uns in Deutschland wirklich anders? Ich fürchte, nein. Die Aufteilung in Weiße und Nichtweiße ist hier nach meiner Erfahrung, von der ich in diesem Buch berichten will, genauso virulent und prägend. Das Kriterium Hautfarbe im Zusammenhang mit Diskriminierung und Rassismus zu thematisieren ist hierzulande aber zumindest ungewöhnlich und dürfte von manchem als Provokation verstanden werden. Rassismus und Kolonialismus sind aber europäische Traditionen, und wir in Deutschland können uns da nicht als immun bezeichnen.

Die Frau in der U-Bahn sieht in mir einen nordafrikanisch aussehenden und daher gefährlichen Mann. Der Polizist assoziiert mit meinen schwarzen Haaren und dichten Augenbrauen eine Terrorgefahr oder zumindest kriminelle Energie und illegale Migration. Die Immobilienmaklerin wiederum denkt, dass alle Mohameds in Berlin arbeitslos sind. Tatsache ist: Alle drei waren Weiße. Ihr Verhalten mir gegenüber deutet darauf hin, dass sie mit großer Wahrscheinlichkeit noch nie selbst die Erfahrung gemacht haben, grundlos als kriminell, gefährlich oder faul dargestellt zu werden. Überhaupt müssen sie kaum je befürchten, dass ihnen wegen ihres Aussehens – noch konkreter: wegen ihrer Hautfarbe – irgendwelche Nach-

teile entstehen. Sie und die biodeutsche Mehrheit sind sich ihrer Privilegien allzu oft gar nicht bewusst – und somit auch nicht der Tatsache, dass und wie schnell sie zur Diskriminierung der vielen »Anderen« beitragen. Insofern soll es in diesem Buch auch nicht so sehr um mich oder andere »Andere« gehen, sondern vielmehr darum, dieser biodeutschen Mehrheit – zu der vielleicht ja auch *Sie* gehören – den Spiegel vorzuhalten und ihr zu zeigen, wie sich ihre Geschichte des Rassismus, ihre Haltung und ihre Handlungen gegenüber denen auswirken, die nicht so sind wie sie und nicht so aussehen wie sie.

Die sogenannte Mitte-Studie erfasst seit dem Jahr 2000 regelmäßig »gruppenbezogene menschenfeindliche Tendenzen in der Mitte der deutschen Gesellschaft«⁸. Die repräsentative Langzeitstudie zielt damit auch auf das gutverdienende, gebildete, biodeutsche Milieu. Das Fazit mehr als 15 Jahre nach Beginn der Erhebung: »Rechtsextremeres Denken ist in allen Teilen der Gesellschaft in erheblichem Maße verbreitet.« Zur konkreteren Anschauung einige Ergebnisse der Studie aus dem Jahr 2016⁹: 21,9 Prozent der befragten Deutschen stimmen zu, dass »Deutschland eine einzige starke Partei braucht, die die Volksgemeinschaft insgesamt verkörpert«; 10,9 Prozent sehen weiterhin einen »zu großen Einfluss der Juden«; 33,8 Prozent der Befragten stimmen zu, dass »Ausländer die Bundesrepublik in einem gefährlichen Maße überfremden«; 41,4 Prozent wollen »die Zuwanderung von Muslimen nach Deutschland untersagen«; 40,1 Prozent finden es »ekelhaft, wenn sich Homosexuelle in der Öffentlichkeit küssen«; und 58,5 Prozent sind sich sicher, dass »Sinti und Roma zur Kriminalität neigen«. Wie der Name der Studie schon verrät: Diese Auffassungen finden sich in der Mitte und nicht an den Rändern der Mehrheitsgesellschaft.

Es geht mir also explizit *nicht* um Nazis, NPD-Funktionäre oder Rechtspopulisten und längst nicht bloß um AfD-Wähler. Es ist kinderleicht, über Rechtsextreme zu schimpfen, und Rassisten sind sowieso immer nur die anderen. Wer so denkt und redet, ignoriert bewusst oder unbewusst den eigenen Rassismus.

Die meisten Biodeutschen setzen sich mit der eigenen Position und den damit verbundenen Privilegien kaum je auseinander und zementieren so den Status quo. Bei dem Privilegien-Spiel landen sie schließlich immer auf den vorderen Plätzen – häufig genug allein deshalb, weil sie Weiße sind. Die »Anderen« landen dagegen ganz hinten, vor allem weil sie keine weiße Hautfarbe besitzen.

Nun, wie schon erwähnt, es fällt mir nicht leicht, aber ich glaube, ich habe bzw. wir da auf den hinteren Plätzen haben ihnen – *Ihnen* – etwas zu sagen.